

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

212 (13.9.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 74

Nicht mit dem Rüstzeug der Barbaren,
Mit Flint und Speer nicht kämpfen wir.
Es führt zum Sieg der Freiheit Scharen
Des Weissen Schwert, des Rechts Banner.
Dass Friede walte, Wohlstand blüht,
Dass Freud' und Hoffnung hell durchglüht,
Der Arbeit Heim, der Arbeit Leben,
Das ist das Ziel, das wir erstreben.
Das ist der Arbeit heil'ger Krieg,
Mit uns das Volk, mit uns der Sieg.

C. Gramm.

Allerlei.

Wer vermag am besten eine Zeitung zu leiten? Diese oft
aktivierte Frage wird von einer Schriftstellerin wie folgt be-
antwortet:

- „Sag mir, du Weiser,
Wer versteht wohl am besten die Tiere zu brauen?“
„Das tut der Bauer.“
- „Wer am besten den Acker zu bauen?“
„Das tut der Bauer.“
- „Wer am besten die Soldaten zu führen?“
„Der Herr Offizier.“
- „Wer am besten den Bart zu rasieren?“
„Gewiß der Barbier.“
- „Wer am besten eine Zeitung zu leiten?“
„Darüber läßt sich am wenigsten streiten:
Jeder Grünshabel, jeder Waffisch,
Jeder Schreibsalz am Bierisch,
Jeder eingebildete Wicht,
Nur der Redakteur nicht!“

Die Ehescheidung eines australischen Baronets. Aus Lon-
don wird geschrieben: Die aus Melbourne hierher gemeldete
Ehescheidung des in England sehr bekannten Sir Rupert Clarke
hat einer Affäre ein Ende gemacht, die schon seit längerer Zeit
sowohl in der australischen Kolonie wie im britischen Mutter-
lande großes Aufsehen erregte. Die Gattin des Baronets, eine
geborene Miss Alice Mary Cumming, die der damals Dreißig-
jährige im Jahre 1895 heiratete, veröffentlichte seit dem Jahre
1902 gegen ihren Gatten, von dem sie sich getrennt hatte, fort-
gesetzt sehr peinliche Angriffe. Sir Rupert Clarke, der auf alle
Angriffe nur erwiderte, daß er sich von seiner Frau getrennt
habe, weil sie zu verschwenderisch sei, hatte in den letzten Jah-
ren ein Liebesverhältnis mit einer Tänzerin Miss Waugh un-
terhalten. Er kaufte ihr sogar ein Haus und finanzierte ihre
„Kunstreise“ nach England. Dieser Umstand veranlaßte den
Richter, dem Antrage der Lady Clarke auf Scheidung der Ehe
stattzugeben und Sir Rupert, der früher auch Abgeordneter im
Staate Victoria war, für den allein schuldigen Teil zu erklären.
In Melbourne war der jetzt geschiedene Baronet der Haupt-
besitzer eines Theaters, in dem er eine große Zahl der in Lon-
don so beliebten musikalischen Komödien und Ausstattungsstücke
mit Erfolg aufführte. Im öffentlichen Leben ist Sir Rupert
Clarke sonst durch seine philanthropischen Neigungen vorteilhafter
bekannt, als die jetzt beendete peinliche Ehescheidungsaffäre ver-
muten lassen könnte. Die Geschichte seiner Familie ist nicht
ohne romantischen Reizgeschmack. Sein Großvater war in Lon-
don Fleischer und wegen seiner Riesentrast als der „starke
Clarke“ in der englischen Hauptstadt volksbekannt. Er wanderte
in früherer Jugend nach Australien aus, und da er Tasmanien
für seinen Betätigungseifer zu klein fand, ging er nach Mel-
bourne, wo er für eine lächerlich geringe Summe Ländereien
erwarb, die nach der Entdeckung von Gold Millionenwerte dar-
stellten, und heute ist sein Enkel, der zweite Baronet seines
Namens, ein mehrfacher Millionär.

Ein neues Drama von Gerhart Hauptmann. Im Berliner
Reisingertheater wird in der zweiten Hälfte der neuen Spielzeit
wieder eine Hauptmann-Première stattfinden. Das neue Werk
Gerhart Hauptmanns ist eine Berliner Tragikomödie, die den
Titel „Die Ratten“ führt. Der Dichter arbeitet jetzt noch an
der Vollendung des Werkes.

Originelles Deutsches. Ein Milchproduzent in Untermais bei
Meran erhielt von einem seiner Kunden, einem Italiener, einen
Zettel mit nachstehender Beschwerde: „Gheister abenzi dimoz
for der milch zu sbog Gheben.“ Erst nach großer Mühe konnte
diese rätselhafte Schrift entziffert werden. Sie sollte lauten:
„Gestern haben Sie das Maß von der Milch zu schwach gegeben.“

Aus den Witzblättern.

„Jugend“.

Der Herr Utsch. „Ich muß doch wieder einmal einen Be-
richt an meine Regierung schreiben. Gaben Sie vielleicht eine
Ansichtspostkarte bei sich?“

Wahres Geschichtchen. In einer kleinen Kreisstadt des
Ostens findet ein Künstlerkonzert statt. Am Schluß spricht sich
eine Dame lobend über die Darbietungen aus, wird aber von
ihrer Nachbarin unterbrochen: „Ach Gott, sagen Sie das nicht
so laut! Die Frau Kommerzienrat W. hat bereits gedächert,
es wäre miserabel.“

Wer den Schaden hat . . . Geschäftsreisender: „Du hast
es neulich also zufällig gesehen, wie ich in hohem Bogen aus
einem Kontor flog und glatt landete, ohne Schaden zu nehmen?“
— Bekannter: „Ja, es war ein Triumph der Abiatil!“

Kavalere. „Wenn ich das Einkommen meines Jockeys
hätt', bräuchte ich nit amal zu heiraten!“

Literatur.

Arbeiter-Jugend. Aus dem Inhalt der soeben erschienenen
Nr. 16 heben wir hervor: Die Köpfe klar! — Der allgemeine
Ausstand der schwedischen Arbeiter. — Bürgerliche Jugend. Von
Richard Wagner. — Andreas Hofer und der Tiroler Freiheits-
kampf. Von B. Hausenstein. — Vom Urtier zum Menschen.
Von M. S. Baega. — Gelbe Jugendorganisationen? — Hand-
werks- und Gewerbetag. — Aus der Praxis der Jugend-
bewegung. — Aus der deutschen Jugendbewegung. — Vom
Kriegsschauplatz usw. — Veilage: Abendsehnsucht. Gedicht
von F. Erdmannsbörfer. — Weils recht war. Erzählung von
A. Ger. — Eine Wanderstunde. Von R. Gahnwald. — Der
Schuß. Erzählung von A. Freudenthal.

Von der „Neuen Zeit“ (Stuttgart, Paul Singer) ist das
50. Heft des 27. Jahrganges erschienen. Aus dem Inhalt des
Heftes heben wir hervor: Zur freisinnigen Einigung. — Zum
Parteitag. Von R. Kautsch. — Die Intellektuellen und die
Politik. Von Adolf Braun. — Die Verschlechterung der Unfall-
versicherung. Von Hermann Müller, Arbeitersekretär (Berlin).
— Die moderne Arbeiterbewegung und die Arbeiter-Vergni-
gungs- und Sportvereine. Von Max Schneider (Strasbourg).
— Zu einer Reorganisation der Parteischule. Von F. Runge
(Wochum). — Notizen: Der Erwerb von Volks- und Gewer-
schaftshäusern. Von Richard Schreier, Jittau. — Zeit-
schriftenschau.

Fort mit dem griechischen Sprachunterricht! Mehr Wissen
fürs Leben! Von Georg Hoffmann. 2. Auflage. Verlag von
Rudolf Kraut, Dresden 16. Preis 75 Pf. Eine bedeutsame
Schrift, die mit kräftigen Worten den Nachweis führt, daß unsere
maßgebenden Kreise: die Juristen, Regierungsbeamten, Ärzte,
höheren Lehrer usw. eine ganz verkehrte Vorbildung auf den
Gymnasien genießen.

Deutsches Wohnungsmietrecht. Ein Leitfadens vornehmlich
für Mieter und Vermieter von Hans Rudelsberger, Rechts-
anwalt. Verlag von P. L. Jung, München. 180 Seiten. Preis
gebunden 1,50 Mk. Das Büchlein will ein Berater aller seiner
sein, die zu mieten oder zu vermieten gezwungen sind. In
einer sehr übersichtlichen Art behandelt das Buch die drei haupt-
sächlich in Frage kommenden Punkte: 1. Mietabschluß und
Mietende. 2. Rechte und Pflichten aus dem Mietvertrag.
3. Formulare für Mietverträge und Klageverträge. Bei der
Häufigkeit und Komplexität der Mietprozesse möchte das Büch-
lein allen in diesen Fragen interessierten Personen ein treuer
Berater sein.

In der Stuttgarter „Neuen Musik-Zeitung“ (Verlag von
Carl Grüniger) veröffentlicht Max Chop eine größere Studie
über die „Entwicklung der deutschen Militärmusik“ (Nr. 21 und
22). Weiter erwähnen wir einen Aufsatz von Georg Capellen
„Madame Butterfly und die Erotik“. Ein Bogen von Vassas
Musikgeschichte liegt der Nr. 21 bei, die Musikbeilage bringt
Lieder, Klavierstücke und ein Stück für Gesang, Violoncello
und Klavier.

Briefkasten des Unterhaltungsblattes.
S. R. Gedicht nicht verwendbar.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 74. Karlsruhe, Montag den 13. September 1909. 29. Jahrgang.

England und englische Verhältnisse.

Reiseplaudereien von A. D. L. h.

I.

Ueber die Nordsee.

Warum es manche nur so eilig hatten! Als ob es ein
außerlesener Genuß sei, warteten sie nicht ab, bis höherer
Willing das Schiff zum Tanzen brachte, sondern ob-
wohl die Eismündung kaum hinter uns lag, die rote Fels-
küste von Helgoland noch in Sicht war und die Nordsee im
fändelnden Spiel nur leicht sich krümmte, brachten sie es
bereits fertig, jeckranz zu werden. Was die Seekrankheit
ist? Sie beruht in der Eindrückung, der Mensch sei zum
wiedererkäuenden Amdvieh abanziert. Aber wann dann der
wieder in den Mund heraufgeholtte Mageninhalt nicht
schmeckt, was leicht begreiflich ist, weil der Mensch eben
kein Amdvieh ist, wenigstens nicht sein soll, dann entladen
die Seekranken ihre halbverdauten letzte Mahlzeit wahllos
und kurzerhand nach außen hin. Das sieht nicht hübsch
aus, riecht auch nicht gut und bereitet vor allem denen nur
mäßige Freude, die zufällig neben oder vor dem Patienten
sich befanden. Ergießt sich der Speisebrei auf ein altes
Plaid, dems nicht weh tut, dann gehts noch an. Hat sich
aber eine vor drei Stunden genossene Tomatensuppe ein
neues, weißwollenes Damenjackett zum Unterplatz erkoren,
gibts leicht giftige Neben. Und dabei bilden die Spender
des unerbetenen Geschenks ihr Opfer noch an, als ob dieses
um Entschuldigung bitten müßte, daß es nicht rechtzeitig
beiseite gesprungen ist. Seekrankheit verdirbt eben Lebens-
art und Charakter. Sie verdirbt vorerst auch den Appetit.
Denn das erste Frühstück hatte sämtliche 88 Passagiere
unseres Dampfers um die Tische im Speisesalon vereint;
als aber mittags die Glode zum Lunch (Sprich: Lönch
= zweites Frühstück) rief, folgten nur 15 der Einladung.

Da breitete es sich wieder aus, das Meer, das herrliche,
endlose Meer. Schwarz oder blau, grün oder grau, kri-
stallklar oder getrübt — der Anblick nimmt jedesmal aus
neue gefangen. Ob die gewaltige Wasserfläche im Son-
nenlicht glitzert, ob regenschwere Wolken tief herunter-
hängen, ob der Sturm die Bogen peitscht, daß man sie
unwillkürlich fragt, ob man denn auch die Lebensversiche-
rung fürs laufende Halbjahr bezahlt habe, damit der
Familie keine Ungelegenheiten erwachsen, falls man nicht
zurückkehrt — immer ist das Meer gleich großartig, gleich
prächtig, gleich bezaubernd. Gewiß! Blickt man vom
Gipfel eines Alpenriesen hinab in die graufigen Tiefen,
so gewährt auch das ein berückendes Bild. Aber es ist
leiblos; es verändert sich nichts. Dort breitet sich der eifige
Gletscher aus; da steigt in schroffen Linien das kahle Fels-
haupt zur schwindelnden Höhe auf, und dort hat die in
ewigen Schatten gebettete Schlucht zwei Bergwände aus-
einander gerissen. So ist's heute und immerdar. Das
Meer dagegen ist rastlos in Bewegung; das Spiel der
Wellen hört nie auf. Und je höher die Wellenkämme ihren
Gischt sprigen, je heftiger das Schiff in tiefe Wellentäler
hingingerissen wird, je zorniger ein vom Schiff durch-
schnittener Wasserberg seine Masse aufs Verderb wirft, als
wolle er das ganze Schiff von der unheimlichen Tiefe ver-
schlingen lassen, desto gewaltiger erscheint die unergleich-
liche Schönheit des Meeres.

Unser Fahrt nach Edinburgh brachte allerdings kei-
nerlei Aufregung. Der alte Raddampfer „Dreslau“, einer
englischen Gesellschaft gehörig, hatte sich in den mehr als
dreißig Dienstjahren, auf die er bereits zurückblicken konnte,
den gelassenen Gleichmut angeeignet, den die Lebens-
erfahrungen lehrte. Er dampfte gemächlich seine zwölf
Seemeilen (die Seemeile = 1855 Meter) in der Stunde
dahin und nahm es nicht im geringsten übel, wenn er von
einem der neuesten Schraubendampfer ausgestochen wurde,

die es auf die doppelte Schnelligkeit bringen. Er war
offenbar der ganz richtigen Meinung, daß 22,6 Kilometer
für einen alten Knaben, wie er ist, noch immer eine ganz
respektable Stundenleistung seien.

Unbequem für den Frühstücksther war, daß das erste
Frühstück (Breakfast) erst um 9 Uhr nach englischer Zeit
serviert wurde. Und da diese um 50 Minuten hinter der
deutschen zurücksteht, war es fast 10 Uhr, ehe der Magen
sich den ersten warme Streifen einverleiben konnte. Da
sich mein Magen keiner Sünde bewußt war, die so harte
Strafe gerechtfertigt hätte, verlangte er gewaltig seinen
„warmen Streifen“ schon früher. Meine Ermahnung, er
müsse sich nun auf einige Wochen den englischen Gepf-
logenheiten anpassen, beantwortete er unwirsch mit erneu-
tem Knurren. Ich konnte dem Plagegeist nicht ganz un-
recht geben, zumal er sich auch diesmal, wie schon auf allen
früheren Seefahrten, von jeder Schwächeanwandlung frei-
gehalten hatte und sich auch sonst willig in alles schickte.
Ich bestellte also früh 7 Uhr beim Stewart (Spr.: Stuart)
eine Tasse Kaffee und opferte dafür six pence (50 Pfg.).
Nur zwei Schlucke hat mein Magen davon genommen;
dann war er von allen Gelüsten, sich gegen die englische
Haus- oder richtiger: Schiffsordnung aufzulehnen, kuriert.
Genau habe ichs ja nicht wegstreiten können, ob der Kaffee
mehr nach Petroleum oder mehr nach Schmierseife
schmeckte; aber so was ähnliches wars. Uebrigens taugte
auch der bei den ordentlichen Mahlzeiten verabreichte
Kaffee nicht viel; doch war er wenigstens trinkbar.

Bekannt ist, daß nach englischer Sitte gleich beim ersten
Frühstück neben Tee oder Kaffee kalte und warme Kote-
letts, Roastbeef, Schinken, gekochte Eier, das unvermeidliche
ham and eggs (Spiegeleier auf Schinken oder durchwach-
senem Speck), gebackener Fisch, Geflügel und allerlei an-
dere Fleischspeisen aufgetafelt werden, wozu noch Honig
und verschiedene wohlriechende Frucht-Gelees, namentlich
das gelbe säuerliche Jam mit kleinen Zitronastückchen,
sich gesellen. Das läßt sich ertragen. Und jeder kann von
jedem essen, soviel er will; das Frühstück kostet eben einen
Schilling (= 1 Mk.) oder anderthalb, mag sich nun einer
mit einer Tasse Tee und einem Bisquit begnügen oder
die halbe Tafel zusammenessen. Auf dem Schiffe wurde
die Verpflegung überhaupt nicht besonders bezahlt; sie
steckte mit in den 50 Schilling Fahrpreis von Hamburg
nach Edinburgh. Nur was außerhalb der allgemeinen
Mahlzeiten bestellt wird und die Spirituosen müssen be-
sonders bezahlt werden. Siehe die Tasse Petroleum-Kaffee
für 50 Pfg.

Die Nordsee ist stark belebt. Selten, daß im Seh-
bereich nicht Holz- oder Kohlenschiffe mit geblähten Segeln
die Flut durchschneiden oder ein Dampfer seine Nähe durch
einen dunklen Rauchschwaden bemerkbar macht. Auf hoher
See liegen ganze Fischerflotten dem Fange ob. Das eine-
mal waren 38 Haringdampfer bei gemeinsamer Arbeit
zu zählen. — Schon am zweiten Morgen kam die grüne
schottische Küste in Sicht. Leuchttürme, kleine Fischer-
städte, zerstörte Kastles, prächtig gelegene Herrensitze eng-
lischer Agrarier, größere Industrieanlagen — jetzt öffnet
sich die weitenbreite Mündung des Forth-Flusses; im
Hintergrunde erhebt sich Edinburgh, die stolze Hauptstadt
Schottlands. Wir nähern uns dem Mutterlande der In-
dustrie und des Kapitals. Noch ein Stündchen, und nach
40stündiger Fahrt sind wir am ersten Reiseziele.

Konstantin Meunier.

Von Josef Diner-Denes in der „Wiener Arbeiterztg.“
Individualismus! Das war zu Ende des vorigen
Jahrhunderts der Schlagruf gegen die alte Kunst. Die
„Moderne“ stellte sich abseits von der Menge, träumte sich
in eine künstliche Isolierung hinein, in der sie unbe-

die die Gebel...
Sobald...
den sie...
sie die...
gang der...
Der "ro...
11...
12...
13...
14...
15...
16...
17...
18...
19...
20...
21...
22...
23...
24...
25...
26...
27...
28...
29...
30...
31...
32...
33...
34...
35...
36...
37...
38...
39...
40...
41...
42...
43...
44...
45...
46...
47...
48...
49...
50...
51...
52...
53...
54...
55...
56...
57...
58...
59...
60...
61...
62...
63...
64...
65...
66...
67...
68...
69...
70...
71...
72...
73...
74...
75...
76...
77...
78...
79...
80...
81...
82...
83...
84...
85...
86...
87...
88...
89...
90...
91...
92...
93...
94...
95...
96...
97...
98...
99...
100...

kimmert um die Geschwinde des Tages, um jene Kämpfe, die da draußen geschloffen werden ums liebe Brot und um das schöne Geld, nur der Schönheit allein leben wollte. Aus jener Isolierkammer heraus dachte sie die Welt umgestalten, all das, was heute häßlich und widerlich, in Schönheit wandeln zu können.

Während die Moderne so träumte und phantasierte von einer neuen Welt, in der eine auserlesene Schar ein neues Reich der Schönheit schaffen wird, vor dem der Glanz jener Schönheit verblasen wird, die einst in Griechenland und später in Italien gezeugt worden, pöchte — urpöchtig beinahe — an die Tore der Proletariatskammer der Moderne ein neues Problem: das Proletariat. Das Proletariat mit all seinen tausend Fragen und Mäkeln, mit all jenem Geheimnisvollen, das stets das Neue, das Ungewohnte und Unbekannte umhüllt.

Als dies geschah, zog ein Teil der modernen Künstler und Schriftsteller sich noch tiefer in seine Isolierkammern zurück, verbarrikadierte sich förmlich vor dem lauten Boden der wirklichen Welt. Ihr Schicksal war das aller jener, die den Kontakt mit dem Leben verlieren. Sie versanken in Einseitigkeit, in Raffinement, in künstlerische Verwerflichkeit. Der andere Teil, und zwar der größere, der bedeutendere, öffnete die Tore der Isolierkammern und ließ das Leben hinein, das neue, das grobe, das mächtige Leben, das den Keim einer neueren, einer größeren, einer mächtigen Welt in sich trägt.

So zog das Proletariat, neben dem Individualismus, mit ihm gepaart und nicht gegen ihn gewendet, in die Kunst und Literatur ein.

Zahlreich sind schon die Künstler und Schriftsteller, die nicht nur mit dem Proletariat und für das Proletariat kämpfen, sondern auch die Macht und Schönheit dieses Kampfes erkannt haben.

Noch ist deren Kunst keine sozialistische. Ja, ihre Kunst kann noch keine sozialistische sein. Denn noch ist ja der Sozialismus nur Kampf und nicht schon Sieg, nur erst Verheißung und nicht schon Verwirklichung. Die Kunst aber kann sich nur auf der Wirklichkeit aufbauen. Sie ist ja „leberbau“ auf dem Grunde schon vollzogener wirtschaftlicher und sozialer Evolutionen und Revolutionen. Eine sozialistische Kunst wird deshalb einzig nur in schon verwirklichten sozialistischen Staaten möglich sein.

Sind die Schöpfungen jener Künstler aber auch nicht sozialistische, behält sie doch jenes heilige Schauern der neuen Wahrheit, jenes selige Ahnen neuer Schönheit, jenes gewaltige Empfinden und übermächtige Sehnen, das uns allen, die wir Kämpfer des Sozialismus sind, Spannkraft, Mut, Macht gibt.

Gar viele sinnen und sorgen um das neue Problem. Doch nur einer hat es bislang klar gefasst: Konstantin Meunier. In seinem Werk hat nicht etwa das sozialistische Ideal — das wäre ja auch jetzt noch unmöglich — wohl aber die moderne sozialistische Bewegung künstlerische Verkörperung gefunden. Deshalb kann man Meunier nur dann voll erfassen und verstehen, wenn man auch die moderne sozialistische Bewegung voll erfährt und verstanden hat. Das mag paradox klingen. Doch wage ich noch die weitere Behauptung, daß, nachdem die moderne sozialistische Bewegung in durchaus marxistischer Richtung läuft, man ohne Kenntnis und Verständnis von Marx auch nicht zum vollen Verständnis von Meuniers Kunst vordringen kann.

Man wird uns vielleicht entgegen, daß Meunier selbst, die Werke von Marx höchstwahrscheinlich nicht gekannt hat. Nun, so höchstwahrscheinlich ist dies nicht, da er ja mit vielen unserer belgischen Genossen innige geistige Freundschaft hatte. Aber selbst wenn dem so wäre, wenn Meunier niemals eine Schrift von Marx oder auch nur einem Marxist in der Hand gehabt hat, spricht das doch in keiner Weise gegen meine Behauptung.

Meunier hat einfach in einer Marx kongenialen Weise aus derselben Quelle seine Auffassung des sozialen Problems geschöpft wie Marx selbst.

Marx hat seine Theorie nicht aus Abstraktion heraus philosophiert und ebenso wenig ist ihm seine Theorie nur vom Mitgefühl für die einzelnen Arbeiter oder deren Gesamtheit eingegeben worden. Seine Theorie basiert

nicht auf Humanismus oder Moralanfängen; sondern ist einfach aus den Tatsachen abgeleitet. Aber die Tatsachen, mit denen Marx operiert, hat er nicht aus der Beobachtung der einzelnen Arbeiter, ihres Lebens und Treibens, ihrer Not. Er ist kein Sammler von „dokuments humains“, kein Säulenheiliger des modernen Lebens mit nimmermüdem Auge und nimmervollem Notizbuch, wie ihn einmal Anatole France so drollig geschildert. Durchaus nicht. Marx dient beim Aufbau seiner Lehre einzig und allein die genaueste Beobachtung und Analyse des Arbeitsprozesses. Von hier aus ist ihm dann alles weitere nur notwendige Folge.

Ganz ebenso geht auch Konstantin Meunier vor. Auch seine Beobachtung geht nicht vom Arbeiter aus, sondern vom Arbeitsprozeß. Dadurch wirkt er auch so absolut neu.

Schon vor Meunier haben viele Maler und Bildhauer arme Leute, Arbeiter, Proletarier beobachtet und durchaus naturistisch künstlerisch dargestellt. Die moderne Kunst hat eine ganze Sonderabteilung, die man als „Arme-Leute-Kunst“ bezeichnen könnte. Not und Elend des Proletariats, seine körperliche und geistige Gedrücktheit, manchmal auch seine Empörung sind wiederholt schon meisterlich dargestellt worden. Doch ist dort immer der Einzelarbeiter in seiner Eigenschaft als Mensch, als besondere Individualität herausgegriffen. Und ebenso wurden auch wiederholt seit Menzels „Walzwerk“ und Wegsars „Baumwollfaktorei“ Fabriken und derartige gemalt. Aber dort ist der Arbeiter nur Staffage, da ja das Thema meist nur irgend welche interessanter Lichtwirkungen wegen gewählt wurde.

Der erste, der Arbeiter und Arbeitsprozeß als untrennbare Einheit, den Arbeiter als integrierenden Bestandteil des Arbeitsprozesses künstlerisch erfährt und darstellt, ganz im Verstand der Deduktionen Marzens, ist Konstantin Meunier. Marx erkennt, daß der Arbeiter nicht seine Arbeit bezahlt erhält, sondern seine Arbeitskraft verkauft, daß in diesem Prozeß der Einzelarbeiter mit seiner Individualität und seinen Sondereigenschaften verschwindet und an dessen Stelle der Durchschnittsarbeiter tritt. Ganz dasselbe tritt in den Werken Meuniers in Erscheinung. Überall stellt er die verkaufte Arbeitskraft in ihrer Tätigkeit und in ihren Folgen dar. Er zeigt mit ebensolcher Schärfe wie Marx ihre Anspannung während jener Zeit, da sich diese Arbeitskraft in Arbeit verwandelt, und zeigt auch mit ebensolcher Schärfe wie Marx die Verherungen, welche diese „Arbeit“ am Körper des Arbeiters hervorbringt.

Wirdwo in den Werken Meuniers erscheint der Kapitalist, der Fabrikant. Ganz objektiv, ohne jedes Werturteil, stellt er den Arbeiter als Bestandteil des Arbeitsprozesses dar. Und doch, wer seine Werke sieht, dem muß die Erkenntnis aufgehen, daß er hier einer widerlichen Sklaverei gegenübersteht, den muß Empörung erfassen, daß alles durch den Arbeiter erzeugt wird, er selbst aber der Unterdrückte, der Ausgebeutete ist.

Und in diesem Sinne sind Meuniers Werke durchaus revolutionär, die künstlerische Verkörperung der modernen sozialen Bewegung.

Trotzdem die Werke Meuniers durchaus revolutionär, die intensivste Aufreizung zum Massenkampf sind, können doch auch die bösesten Reaktionen sich ihrem Eindruck nicht entziehen, können nicht leugnen, daß hier höchste Kunst zu uns spricht.

Zur Erklärung hierfür sucht man bei Meunier nach Anklängen an die Antike und hat sich überdies die literarischen Phrasen vom „Heroismus der Arbeit“, von der „Schönheit der Arbeit“ gedreht.

Mit den Anklängen an die Antike hat es nun seine eigene Bewandnis. Tatsächlich wird man bei vielen seiner Arbeiten auf den ersten Blick hin an antike Statuen erinnert. Sieht man aber näher zu, so findet man bei Meunier überall scharf realistische, ja naturalistische moderne Figuren.

Und hierin liegt keineswegs ein Widerspruch. Auch die antike Skulptur ging nicht von der Beobachtung des Einzelindividuum, sondern von der Beobachtung der Arbeitskraft in ihrer Tätigkeit und in ihren Folgen

aus. Nur war dort diese Tätigkeit nicht in den Dienst des Produktionsprozesses gespannt, sondern war bloß auf die gleichmäßige Ausbildung des Körpers gerichtet. Zuweilen nun äußern sich die antike und die moderne Tätigkeit der Arbeitskraft in ähnlicher Weise. Die Muskeln spannen sich, die Glieder strecken sich, der Kanon des Torso tritt scharf hervor und dann findet man bei Meunier Anklänge an die Antike. Zwei verschiedene Welten sind aber Meunier und die Antike dort, wo die Folgen dieser Tätigkeit dargestellt werden. In der Antike erscheint als letzte Folge das Ideal, der gleichmäßig ausgebildete, der schöne Mensch, bei Meunier aber der deformierte, dekretierte Proletarier, der im Arbeitsprozeß sein Ich bis zur Keige veräußert hat.

Und deshalb ist es eine Lüge, angesichts Meuniers vom Heroismus der Arbeit oder von der Schönheit der Arbeit zu sprechen. Geschwellte Muskeln und straff gespannte Glieder sind an sich weder heroisch noch schön. Heroisch macht sie erst das Ziel, auf das sie gerichtet sind, schön erst ihr freies Spiel. Bei Meuniers Arbeitern aber haben Muskeln und Glieder kein Ziel, keine Freiheit. Sie müssen sich schwellen und spannen, der Peitsche des Hungers gehorchend.

Und noch eins! Auch darin erinnert Meunier an die Antike, daß er meist nicht individualisierte Einzelgestalten, gibt, sondern Typen, ja Typen, die so rein formal sind, daß sie beinahe auch geschlechtslos sind. In der Antike finden wir dies bei jenen Gesichtern, die man lange Zeit als Idealtypus bezeichnete und in denen einzig nur der vegetative Teil des Lebens zum Ausdruck kam. Diesem Idealtypus der Frau, des Jünglings, des olympischen Siegers stellte aber schon die Antike dem Philosophentypus gegenüber, in dem auch das individuelle Geistesleben zum Ausdruck gelang. Und so finden wir auch bei den Arbeitern Meuniers nur vereinzelt individuelles Geistesleben. Die überwiegende Mehrzahl repräsentiert einen Typus, dieser ist nun dem antiken Idealtypus darin verwandt, daß er ebenfalls nur den vegetativen Teil des Lebens — allerdings des modernen Proletarierlebens — zum Ausdruck bringt.

Am schärfsten kommt dies dort zum Ausdruck, wo jugendliche Arbeiterinnen, bei denen die Mutterchaft noch nicht das Weib auch nach außen hin scharfer pointiert hat, dargestellt werden. Sie erscheinen als rein vegetative Wesen, völlig gleich den jungen Männern, beide förmlich geschlechtslos.

Und das sind nicht bloß Spintifierereien. Wer jemals Arbeitermassen beobachtet hat, die eine ewig gleiche, wenig differenzierte Arbeit erledigen, wie Bergleute oder Schmitzer oder Lastträger, weiß, wie gering bei diesen auch die Differenzierung im Ausdruck, wie groß der Mangel an individuellem Gehaben. Im kapitalistischen Arbeitsprozeß verschwindet eben all das, was der Kapitalismus als höchste Menschlichkeit preist und fordert: die Individualität. Mann und Weib, jung und alt, gelten nur noch als Besitzer der Ware Arbeitskraft und werden als solche unterschiedslos dem Produktionsprozeß einverleibt.

Diese großen schauerlichen Wahrheiten, die uns Marx aufgedeckt, Meunier hat sie neuerlich festgestellt und künstlerisch gestaltet.

Dies ist Meuniers Größe. Marx hat nicht den sozialen Staat geschaffen, aber von ihm geht die moderne soziale Bewegung aus. Meunier hat noch nicht die soziale Kunst geschaffen, die erst im sozialen Staate möglich sein wird, aber er hat der sozialistischen Bewegung in der Kunst den Weg geöffnet. Deshalb ist Meunier einer der Untrigen.

Das Badeleben der Millionäre.

Aus Newyork wird berichtet: Die amerikanischen Millionäre, die sich in den fashionablen Badeorten in der Nähe von Newyork rechtshaffen langweilen, machen die größten Anstrengungen, sich zu amüsieren, und setzen ihren Ehrgeiz darein, die soviel beklagte Einförmigkeit des amerikanischen Geschäftslebens zu unterbrechen. Nun hat die orschaffensten Gemüter ein großes Maskenfest in Aufregung

beriest, das Reginald Vanderbilt in seiner neuen Birtusarena veranstaltet hat, wo er sonst seine berühmten Vollblutpferde vorführt. Newyork hatte einen großen Tag. Wagenladungen auf Wagenladungen von Palmen und Maglonienbäumen kamen an und bildeten in prächtigen Gruppen einen grünen Rahmen rings um die Arena, in der getanzt werden sollte. Da luden lauschige Eelen und einsame Nischen zum träumerischen Ausruhen ein, wenn Auge und Sinn ermüdet waren von dem überreichen Glanz der Toiletten und festlichen Ueberraschungen. Wirklich waren hier solche Mengen von Juwelen vorhanden, daß sie wohl das Auge blenden konnten. Der Schmuck, den die schönen Frauen an sich trugen, wird auf mindestens zehn Millionen Mark berechnet. Die Kostüme waren nicht minder kostbar. Die imposante Mrs. Harriman erschien als Herz-Königin in einem weißseidenen Kleid mit herzförmiger Taille aus forallenrotem Chiffon; die ganze Toilette war über und über mit Spielkarten bestickt, die Frisur war aus drei Karten geformt, ihr Fächer bestand ganz aus Karten.

Unter den andern Masken fiel ein lustiges „Millionärsquartett“ auf, zu dem Reginald Vanderbilt selbst, Josef Harriman, Austen Gray und Arthur Jelin gehörten. Sie trugen Matrosenblusen und Bumphosen und sangen lustige Lieder. Das Essen wurde in dem „Trophäensaal“ eingenommen, so genannt nach den Hunderten von Bechern und Preisen aller Art, die Reginald Vanderbilt mit seinen Vollblutpferden errungen und die hier aufgestellt sind.

Ein Fest, das sich zwar nicht an Kostspieligkeit, aber an Originalität mit dem Maskenball im Zirkus messen konnte, wurde zu gleicher Zeit in einem andern eleganten Bade Bar Harbour gefeiert; alles war „klassisch“. Man vergnügte sich in einem Bauwerk, das einen griechischen Tempel darstellte; alle „Gesellschaftschönheiten“ erschienen in antiker Gewandung und tanzten barfuß. Auf eine andere eigenartige Unterhaltung ist man in Coney Island verfallen: hier werden Konzerte im Badefestium veranstaltet. Die Millionäre lieben es bekaunlich, den ganzen Tag am Strande zu verbringen, und so sind denn die Badefabinen zu luxuriös ausgestatteten Wohnhäusern umgewandelt, ganzen großen Babilons, in denen elegante Salons nicht fehlen. Bei diesem idyllischen Leben soll nun auch der künstlerische Genuß nicht fehlen. Ein schnell bereiter Lastenheros wird engagiert und um 11 Uhr versammeln sich nach dem Bade Herren und Damen im Badefestium in einer der elegantesten Kabinen, wo ein Klavier aufgestellt ist. Der Pianist in Badehosen schwingt sich auf das Podium und spielt unter frenetischem Beifall eine Rhapsodie von Liszt. Natürlich wird der Klaviervirtuose nach seinem Vortrag von einem gleichfalls nur dürftig gekleideten Journalisten interviewt, der ebenfalls jochen sich in den Wellen erfrischt hat, und er erklärt strahlend, daß das „Kostüm“, in dem er sich befindet, ihm eine Freiheit und Leichtigkeit des Spiels verliehen habe, wie er sie in dem sonst üblichen Frack noch nie empfunden...

Sozialistenmarsch.

Auf, Sozialisten, schließt die Reihen,
Die Trommel ruft, die Banner wehn.
Es gilt, die Arbeit zu befreien
Es gilt der Freiheit Auserkethen.
Der Erde Glück, der Sonne Pracht,
Des Geistes Licht, des Wissens Macht,
Dem ganzen Volke sei's gegeben.
Das ist das Ziel, das wir erstreben.
Das ist der Arbeit heil'ger Krieg,
Mit uns das Volk, mit uns der Sieg.
Ihr ungezählten Millionen,
In Schacht und Feld, in Stadt und Land,
Die ihr um großen Lohn müßt fronen
Und schaffen treu mit fleiß'ger Hand.
Noch seufzt ihr in des Elends Bann,
Vernehm den Ruf, schließt euch an,
Aus Qual und Leid uns zu erheben,
Das ist das Ziel, das wir erstreben.
Das ist der Arbeit heil'ger Krieg,
Mit uns das Volk, mit uns der Sieg.